

Ellen Mattson · Das Freudenufer

Ellen Mattson

Das Freudenufer

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Paul Berf*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel »Glädjestranden«
bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm, Schweden.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2008 by Ellen Mattson
Published in the German language by arrangement
with Bonnier Group Agency, Stockholm, Sweden.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by btb Verlag in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-75249-2

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de/!

www.btb-verlag.de

Am letzten Samstag im März des Jahres 1822 wurde auf einer Landzunge im Kirchspiel Tång im südlichen Bohuslän eine angeschwemmte Männerleiche entdeckt. Ein Häusler namens Lauritz Bark machte den Fund, als er am Morgen zum Ufer hinunterging, um sich einen Überblick über die Schäden zu verschaffen und zu durchforsten, was der Sturm zurückgelassen hatte. Gegen zwei Uhr nachts hatte der Wind Orkanstärke erreicht, das letzte morsche Eis aufgebrochen, ihm das Netz genommen, sein Boot jedoch verschont, einen alten Steinpier fortgerissen und das Wrack eines Ruderboots bis in die Bäume geschleudert. Lauritz konnte sich nicht erinnern, jemals einen schlimmeren Sturm erlebt zu haben.

Es war immer noch sehr windig und regnete kalt, und er lief wie ein Hase zwischen den Steinblöcken umher, kauerte sich unter den Windböen zusammen, zerrte auf der Jagd nach seinem Netz an Haufen aufgeworfenen Holzes. Als er die Leiche fand, glaubte er im ersten Moment, auf dem schwarzen Tangbett läge ein Tier, aber dann sah er die Silberknöpfe im nassen Fell.

Er war nicht mutig, nur arm. Als er das Gesicht der Leiche mit einer Handvoll Tang bedeckt hatte, streckte er dreimal die Hand aus, um den Pelzmantel aufzuknöpfen, doch jedes Mal brannte das kalte Silber an seinen Fingern. »Pfui, pfui«, rief er

aus und wich zurück, aber nicht der Gedanke an die Strafe, sondern der Mann selbst machte ihm Angst.

Von der Insel Orust schallte Glockenklang herüber, und er trat aus den Böen in den Schutz der Bäume und sprach ein kurzes Gebet, während ihm der Wind den Regen in die Augen trieb und mit grauen Schaumflocken um sich warf. Der Mann dort unten lag in einem Pelzmantel und schwarzen Stiefeln auf dem Rücken und war noch so gut gekleidet wie damals, als er seinen letzten Weg angetreten hatte. Selbst im Tod besaß er mehr, als Lauritz jemals sein Eigen würde nennen können.

Dies war der Gedanke, der ihn ans Ufer zurückkehren, den verfilzten Pelz öffnen und die Hand dort in die Jacke stecken ließ, wo der Geldbeutel das dunkelblaue Tuch ausbeulte. Bevor er die Börse zu öffnen wagte, musste er auch noch die nackten Hände des Mannes mit Tang bedecken. Zehn Reichstaler erschienen ihm angemessen, als er sie in seiner Hand wog, zehn Reichstaler für den kalten Regen, das verlorene Netz und die Erinnerung an den Stock mit dem silbernen Krückgriff. »Pfui«, spuckte er aus und bohrte seine Absätze in den Sand.

Ein Striemen schmutzig gelbes Sonnenlicht fiel durch die Wolkendecke, und in ihm sah Lauritz aus dem höher gelegenen Wald Krähen auffliegen und fortwirbeln wie Asche. Er fürchtete, jemand könnte sie aufgeschreckt haben, dass sich jemand näherte. Plötzlich fiel ihm ein, dass dieser Stock, über den er so viel gehört hatte, ihm persönlich nie etwas zuleide getan hatte. Fünf Reichstaler, klagte es in ihm, während er die Münzen in den Geldbeutel zurückgleiten ließ, drei, zwei. Er hätte sich gewünscht, es käme eine Welle, die sich den Mann zurückholte, um ihn an einem anderen Ufer wieder auszuspucken, auf dass ihn sonst irgendwer fände. Ein Reichstaler hätte keinen Unterschied gemacht, dachte er, als er den Beutel über der eisig

kalten Brust des Mannes zuzog. Seine klammen Finger berührten etwas, ein kleines Döschen, das aufblitzte, als er es aus dem Hemdkragen zog. Es war ein vergoldetes Medaillon. Ein Medaillon, wie nur Mädchen es trugen, hing an einer Kette am harten Hals dieses Mannes.

Mit einem Ruck zerriss Lauritz die Kette und hielt das Medaillon wie eine Frage vor sich hoch. »Der Herr stehe mir bei«, flüsterte er und stopfte es sich hastig in die Tasche.

Niemand kam, er blieb allein am Ufer, trotzdem hielt er es mit dem Mann, der so grau und zottig zu seinen Füßen lag, nicht länger aus. Mit klatschenden Schritten lief er den Hohlweg zurück, und als er die Kuppe der Felsanhöhe erreichte, blieb er stehen und dachte: Ich werde die Armenkasse um Geld für ein neues Netz bitten.

Lauritz besaß ein Häuschen, das er sich aus Treibholz gebaut hatte, dazu ein kleines Stück Wiese und Hochmoor, das zwei Schafe ernährte. Als er ins Haus gegangen war und sich an seinen Tisch gesetzt hatte, hielt er das Medaillon so, dass es sich an seiner Kette drehte, und dachte dabei an den Wassertod, den grausamsten, wie es hieß, auch wenn nichts, was er gesehen hatte, den Schluss zuließ, dass ein anderer besser wäre. Er zählte sie auf: der Seuchentod, der Hungertod, der Fiebertod, der Schneetod. Auf dem Deckel des Medaillons war ein Muster aus feinen Ranken eingraviert, er wollte es noch nicht öffnen. Einmal hatte er eine alte Frau aus einem Sumpf gezogen. Der Moortod.

Der Wind hatte etwas nachgelassen, und Regen wisperte auf das Grassodendach herab. Außer Lauritz hatte keiner das Geräusch je wahrgenommen, aber für ihn war es so deutlich zu hören wie die Bewegungen des Fischeschwarms unter dem Boot und die der keimenden Saat. Etwas Gelbes durchströmte ihn, es war der Gedanke an den Frühling.

Er aß ein paar kalte Kartoffeln und brach auf, um mit dem Bauern über die Leiche und ihren Abtransport zu sprechen. Der Bauer gab ihm einen Knecht und eine Bahre aus Zaunpfählen und Segeltuch mit. Wieder musste er den Hohlweg nehmen und am Ufer neben der grauen Gestalt stehen, die etwas eingesunken zu sein schien, seit die Feuchtigkeit größtenteils verdunstet war. Sie hoben ihn wie einen Baumstamm auf die Bahre und gingen mit schweren Schritten unter den tropfenden Eichen. Das Tangbüschel ließen sie auf seinem Gesicht liegen, denn keiner von ihnen wollte erinnert werden, und keiner von ihnen konnte an dem sauberen Tang etwas Schändliches finden. Sie wechselten keine Worte, keuchten und fluchten aber nicht zu knapp über das nasse Vorjahresgras, das ihre Schuhe abrutschen ließ.

Als alles erledigt war, bekam jeder in der Küche zwei Schnäpse eingeschickt. Der Bauer hatte nach dem Landwachtmeister geschickt, stand auf dem Hof und fand es ausgesprochen unerfreulich, eine Leiche auf dem Hof zu haben, obwohl er eigentlich nur eins im Sinn hatte: seine Obstbäume zu beschneiden.

Lauritz kehrte an jenem Abend erst heim, als es schon dämmerte. Er holte die Mutterschafe zu sich ins Haus und setzte sich an den Tisch, seine schwarzen Hände ruhten auf der Tischplatte. Er dachte an das Mädchen, das sich furchtlos vorgebeugt und etwas geflüstert hatte. Mit seinen rissigen Fingern öffnete er das Medaillon und fand eine dunkelbraune, von einem Seidenfaden zusammengehaltene Locke.

Die Schafe lagen in der Ecke, und als das Feuer höher loderte, stieg feuchter Dampf von ihnen auf. Lauritz schloss das Medaillon mit einem Klicken und dachte daran, dass er den Spaten schleifen musste. Ein halbes Hektoliterfass Kartoffeln würde er setzen. Wenn man die erste Hummel sah, wusste man, dass der richtige Tag dafür gekommen war. Niemandem,

wirklich niemandem konnte jemand wie er ein Goldmedaillon verkaufen.

Er stand auf und legte es ganz unten in seine Truhe, wo es liegen blieb, bis an einem Junitag siebzehn Jahre später ein Nachlassverzeichnis für den ehemaligen Soldaten Lauritz Bark erstellt wurde, verstorben in seinem dreiundsiebzigsten Lebensjahr, keinen Hinterbliebenen so gut wie nichts hinterlassend. Unter den wenigen Habseligkeiten – ein Tisch, eine Ausziehbank mit Oberbett, eine Truhe, ein Holzteller, ein ebensolcher Löffel, eine Tasse aus Porzellan, eine Geige (unbenutzbar), zwei Näpfe, ein Kupferkessel sowie ein Messer mit Knochengriff – fand man ein Medaillon aus vergoldetem Zinn, eine Haarlocke enthaltend. Der Schullehrer, den man als Nachlassverwalter auserkoren hatte, erklärte sich den Gegenstand mit einer gefühlsseligen Erinnerung an die Jugendzeit.

Dabei war Lauritz nun wirklich kein Mensch gewesen, bei dem man sich hätte vorstellen können, dass er von etwas träumte. Der Schullehrer blickte von seinen Papieren auf und sah durch das kleine Fenster hinaus, auf den frisch bestellten Kartoffelacker des greisen Mannes und den feinen, im Gras zitternden Schatten der Eberesche. Die Axt steckte im Hackklotz, der Stiel zeigte gen Norden. Er hielt das Medaillon so, dass es sich an seiner Kette drehte, und dachte an die Unergründlichkeit des menschlichen Lebens.

Das Mädchen kam allein. Sie warteten im sanften Regen auf der Tennenauffahrt und sahen das Pferd an losen Zügeln am Fuß des Anstiegs gehen, stehen bleiben und am Wegrand grasen, und das Mädchen ließ es zu und schob sich die Hände in die Achselhöhlen, um sie aufzuwärmen. Sie hat es nicht eilig, dachten sie.

Die Mitglieder des Kirchspielvorstands, der Büttel und der Bauer selbst standen dort zusammen. Sie hatten zwar einen Boten gesandt, gleichzeitig jedoch ausrichten lassen, das Mädchen könne getrost daheim bleiben: Sie wüssten bereits mit Bestimmtheit, wer der Mann sei. Wenn sie unbedingt wolle, könne sie ja jemanden vom Gesinde schicken, aber das Mädchen hatte darauf bestanden, persönlich zu kommen.

Das Widernatürliche dieses Wunsches berührte sie nun besonders unangenehm, als sie sahen, wie klein sie in ihrem Lodenmantel und mit dem achtlos über die Schultern geworfenen Schal war. Ihr bleiches Gesicht schien kaum größer als ein Handteller zu sein. Sie ritt das schwarze Pferd ihres Stiefvaters, und die Männer hätten es lieber gesehen, wenn sie von ihrem Knecht kutschiert gekommen wäre. Alles war verkehrt.

Sie stampften auf und seufzten beunruhigt von etwas, das sie nicht in Worte fassen konnten. Es sah so aus, als hätte das

Pferd dort unten entschieden, dass sie lange genug gewartet hatten, denn plötzlich hob es ihnen den Kopf entgegen und zog die Zügel an sich.

»Für das Pferd ist sie nicht stark genug«, erklärte der Bauer missmutig.

»Aber das ist ja ein Kind«, flüsterte der Büttel, als das Mädchen sich unter dem Torbogen duckte und auf den Hof ritt.

»Das sieht nur so aus, weil das Pferd so groß ist«, widersprach der Bauer, denn das Mädchen war achtzehn Jahre alt und von normalem Körperwuchs; als sie ihr Bein über den Nacken des Pferdes schwang und auf die Erde hinabrutschte, sahen es alle. Sie landete ganz sanft im Lehm und ließ ihre Hand auf dem Sattelknauf liegen, während sie aufschaute, doch dabei nicht die Männer ansah, sondern in den Himmel blickte und auf die große Esche, in der die Elstern schon begonnen hatten, in einem alten Nest zu stöbern. Als ihr Mantel auffiel, sahen die Männer, dass sie ein Kleid aus grauem Bombasin mit einem Muster aus kleinen schwarzen Blättern trug. Im Kragen steckte eine Nadel mit einem großen silbernen Kopf.

Vielleicht wären sie ewig so stehen geblieben, wäre nicht eine Magd mit einem Eimer über den Hof gegangen, der an seinem Griff quietschte. Das Mädchen zog die Zügel über den Kopf des Pferdes und führte es das letzte Stück bis zu den Männern, die darauf warteten, dass sie etwas sagen würde, aber sie ging an ihnen vorbei, als hätte sie die Gruppe gar nicht bemerkt, ihre Augen waren auf das Scheunentor gerichtet.

»Geh mir aus dem Weg, Lars Olsson«, sagte sie mit ihrer Mädchenstimme, als der Bauer sie am Arm packte.

»Hast du es wirklich so eilig, da hineinzugehen? Das ist kein schöner Anblick.«

»Halt das Pferd«, sagte sie.

»Halt das Pferd«, rief der Bauer dem Häusler zu, der die Leiche am Morgen gefunden hatte, in der Zwischenzeit mit den Hopfenstangen beschäftigt gewesen war und nun aus der Küche angeschlichen kam, wo er ein Mittagessen bekommen hatte. Der Bauer schlug die Tür zur Scheune eigenhändig auf, denn es war trotz allem seine, und erst nachdem er selbst sie betreten hatte, durfte das Mädchen ihm folgen.

Sie blieb auf der Türschwelle stehen und blinzelte ins Zwielicht. Als der Bauer ihre Hand am Schal nesteln sah, regte sich in ihm zum ersten Mal ein sanfteres Gefühl als sein eigenes Unbehagen. Er hob die Laterne vom Haken und hielt sie hoch, damit sie in die Ecke sehen konnte, wo der Mann mit dem Kopf auf einem Haufen aus Fichtenzweigen lag. Er hatte geglaubt, dieser Anblick würde ihr reichen, aber sie nahm ihm die Laterne aus der Hand, ging mit schnellen Schritten zur Bahre und fiel daneben auf die Knie.

Die fünf Männer an der Tür begriffen nicht, was sie da sahen. Hinter ihnen stand Lauritz und sah mit den Zügeln in der Hand an ihnen vorbei, aber auch er verstand nicht, oder doch nur so viel, dass dieses Mädchen mutiger war als er selbst. Sie beugte sich über den Toten und sagte etwas, wobei sie über den Pelzmantel strich und die Finger in das Fell bohrte wie bei einem lebendigen Tier. Der Büttel flüsterte, sie sei tapfer, dem Bauern schoss dagegen durch den Kopf, dass eine derart unerschrockene Annäherung wohl eher auf ein kaltes Wesen schließen ließ. Im nächsten Moment hörte man etwas, das an ein Schluchzen erinnerte, worauf er augenblicklich seine Meinung änderte, aber das Mädchen stand schon wieder auf und wandte ihnen ihr unnatürlich bleiches Gesicht zu.

»Das ist mein Stiefvater«, sagte sie. »Diesen Pelzmantel habe ich ihm selbst genäht.«

»Dann haben wir also Gewissheit«, erklärte der älteste Kirchspielvorstand.

»Geh ins Haus und wärm dich auf«, sagte der Bauer, als er die Laterne annahm und dabei flüchtig die eiskalte Hand des Mädchens berührte, aber sie lächelte und sagte: »Mir ist warm.« Daraufhin ließ sie ihn stehen, ohne ihm zu danken, ging an den Männern auf der Auffahrt vorbei, ohne sie anzusehen, und nahm ihr Pferd. Der Bauer schob das Scheunentor zu und dachte, dass er dem Büttel etwas anbieten sollte, dass die Obstbäume beschnitten werden mussten, dass der Sturm endgültig weitergezogen zu sein schien und der Häusler ihm ein weiteres halbes Tagwerk schuldete, der das Pferd hielt, während das Mädchen aufsaß, und anschließend mit der Mütze in der Hand stehenblieb und auf der Stelle trat, als wollte er noch etwas von ihr. Das Mädchen blickte auf ihn herab und wartete, was dem Bauern seltsam erschien, da sie es gerade noch so eilig gehabt hatte.

»Die Hopfenstangen!«, brüllte er mit einer Stimme, die alle Tauben aus dem Stoppelacker aufflattern ließ.

Da zog sie die Zügel an und ritt davon.

Ein Sprung zurück, acht Jahre zurück, das Mädchen steht auf der Treppe und lauscht dem Wind, der durch die Ritzen fährt, huii klingt das, wenn er an ihr vorübersaust, er pfeift wie eine Fledermaus, und sie mag das Geräusch, an manchen Abenden tröstet es sie, wie andere sich von einer Spieluhr oder einer brennenden Kerze trösten lassen. Der Wind setzt seinen großen Mund ans Haus, jetzt pustet er, hörst du, wie das klingt, wie ein tönerner Kuckuck, wie ein Grashalm; das hatte ihr Vater gesagt, und im selben Moment sah sie die runden Wangen des Windes und die Hand des Windes, die das Haus hielt und beinahe hochhob. Jetzt ist es die Hand des Vaters, die das Haus hochhebt, und sein Mund, der pustet, huii, und deshalb hat sie niemals Angst. Nimm die Kerze weg, Mari!

Das Mädchen trägt neue Stiefel und ist streng gekämmt, in der einen Hand hält sie ihr Gebetbuch, in der anderen eine Ranke des spät blühenden Geißblatts, das war ihre eigene Idee, doch als die Tür unten durch den Luftzug aufgleitet und sie die Stimmen hört, lässt sie die Blume fallen.

Ringsum pfeift das Haus im Wind, es knackt oktoberlich, das Mädchen steigt zwei Treppenstufen hinunter und eine hinauf, steigt zwei hinunter und drei hinauf, so kommt sie niemals ans Ziel, sie fliegt in der Hand, die in manchen Nächten groß genug

ist, nicht nur das Haus, sondern auch den Garten, das Eichenwäldchen, das Ufer und so viel vom Meer zu halten, wie sie von ihrem Fenster aus sehen kann.

Durch den Türspalt hört sie eine Stimme sagen: »Stell die Lampe ab.«

Sie streicht mit den Fingern über das Treppengeländer, immer wieder, bis Wärme aus dem Holz dringt.

Sie hat die Stiefel an der Tür gesehen, lehmverschmiert der halbe Schaft; er hat nicht einmal genug Verstand im Leib, den Friedhofsdeck abzuschrubben, ehe er nach Hause kommt, das hatten sie in der Küche gesagt, als sie das Zimmer durchquerte, ganz langsam, um auf dem Weg zum Vorraum, in dem ihre Holzschuhe standen, nicht gesehen zu werden, denn sie wollte allein hinausgehen und die Blume holen, die sie jetzt fallen gelassen hatte. Ganz alleine hat er das Grab ausgehoben, niemand durfte ihm dabei helfen, nicht einmal der Junge, das ist doch seltsam, das muss etwas zu bedeuten haben, ha ha ha, er wollte bestimmt sichergehen, dass es tief genug wird, halt den Mund und hack das Fleisch, aber kann es wirklich tief genug sein? Für ihn?

Das Mädchen geht zwei Schritte hinunter und einen zurück. Was ist schwärzer als Kohle? Und was flinker als eine Elfe? Wohin führt der breiteste Weg? Und wo liegt der Mensch am härtesten?

Du bringst dem Mädchen solche Lieder bei!

Sie hört und sieht alles, weiß über alles Bescheid, was im Haus vorgeht, und es gibt nichts, was sie nicht versteht, keinen Tonfall, keine Geste, keinen Blick, kein Lachen, alles kann sie deuten, sie ist zehn Jahre alt und hat alles Nötige gelernt. Beim Hinsetzen singt sie leise, der Wind ist seines Wegs gezogen, jetzt ist sie vollkommen allein, vollkommen allein mit dem Duft von

Tannengrün und dem Lampenlicht im Türspalt. Im Westen geht die Sonn' zur Ruh, dort liegt des toten Mannes Schuh.

Aber was, denkt sie und legt das Gesangbuch weg, was ist weißer als ein Schwan? Und was ruft lauter als ein Kranich?

Es knallt in der Küche, es kracht auf dem Hof, sie weiß, das sind die große Kupferform, die gestürzt wird, und der Knecht, der die letzten Fichten zurechtstutzt. Mari geht mit ihrer nasen Schürze durch den Flur, faucht, aus dem Weg, und schlägt nach dem Fuß des Mädchens, der unter dem Geländer herausragt, o Wind, komm zurück! Nie mehr wird sie in die Küche gehen und um Wasser bitten, liebe Mari, gib mir doch bitte den Schöpflöffel, nie mehr. Ihr ganzer Kopf schmerzt von den straff geflochtenen Zöpfen, die harten Finger, die zogen und zerrten, du willst doch wohl nicht aussehen wie ein Troll?

Nie mehr, denkt sie und rutscht auf die letzte Treppenstufe hinunter, nie mehr, nie mehr, sie weiß nicht, was es bedeutet, klopft aber drei Mal an die Wand, dreht den Ring gegen den Uhrzeigersinn und zählt die Dachbalken, bis sie etwas auf sich zufliegen sieht, das groß ist wie eine Schrotgarbe und abgrundtief schwarz, es schießt in sie hinein. Die Sünde ist schwärzer als Kohle und der Gedanke flinker als eine Elfe. In die Hölle führt der breiteste Weg, und dort liegt der Mensch am härtesten.

Sing etwas anderes, meine Kleine.

Sie steht auf und öffnet die Tür.

Dort, in dem weißverkleideten Raum, beleuchtet die Lampe den Sarg, in dem, neben sich das Kind wie ein kleiner, bleicher Pilz, ihre Mutter liegt. Die Fenster sind mit Laken verhängt, eine Girlande aus Preiselbeerzweigen verbirgt die Nägel. Die Stühle stehen aufgereiht an der Wand, nur einer ist nach vorn gezogen worden, und auf ihm sitzt Onkel Arvid, der Bruder ihrer Mutter, und hat seine schmalen Beine um die des Stuhls geschlungen.

Er hat den Kopf gesenkt, aber das Mädchen weiß, dass er sie ansieht und was er in diesem Augenblick denkt: dass sie zu klein ist.

Sie sagt sich, dass sie wachsen muss.

Hinter Arvid steht ihr Stiefvater. Er legt seine Hand auf Arvids Schulter, und das Mädchen sieht, dass sie schwarz ist, als säße die Erde des Grabs noch unter seinen Nägeln. Er wächst aus dem geschnittenen Tannengrün wie ein Baum und wirft seinen langen Schatten in ihre Richtung, wenn er bei Regen einen Arm ausstreckt, kann sie sich darunterstellen und trocken bleiben. Er ist wie eine tiefe und dunkle Höhle, ob sie wohl hineingeht? Aber das darf sie nicht, sie muss bleiben, wo sie ist, an seinen Ohrläppchen glänzt Gold, aber sie muss etwas anderes ansehen: den Sargdeckel, der hochkant, mit einer grünen Borte auf dem Rücken, an der Wand lehnt, und die Fichtenzweige, die den Fußboden bedecken, sie blickt auf ihre Stiefel herab, sie sind schön und glänzen. Ich muss groß werden, stellt sie fest und entdeckt, dass mittlerweile beide Hände leer sind. Auf der Türschwelle wippend sieht sie sich nach ihrer Blume um.

Sie hört, dass ihr Stiefvater lächelt. Seine Zähne blitzen, als er sagt: »Komm herein und verabschiede dich von deiner Mutter, Tora.«

Es war still auf dem Hof, niemand rührte sich, man hörte nichts als das Keuchen der Männer, die die Totenbahre anhoben und auf ihren Schultern zurechrückten, bis sie die Bahre im Griff hatten und sich aufrichten konnten, jeder der vier durch die eigenen weißen Atemzüge nur schemenhaft erkennbar, denn in der Nacht hatte es erstmals gefroren, und die matschigen Pfützen vor dem Hauseingang waren von einem Firnis aus Eis überzogen, der klirrte, als sie den Sarg durch das Gewölbe aus Fichtenzweigen ins Freie trugen. Sobald sich der Sarg in Bewegung setzte, formierte sich der Trauerzug und floss den Hang hinunter zur Abzweigung, wo ein weiteres geflochtenes Tor stand. Frank hatte sich nicht mit den üblichen Zweiggarben begnügt.

Noch hing der Morgennebel über den Wiesen, aber als sie auf die Landstraße einschwenkten, kam die Sonne heraus, und der Wilde Brustwurz glitzerte und schwebte in ihrem Licht. Unter den Eschen lag Laub und trieb wie Butterpfützen. Eine Katze lauerte vor einem Wühlmausloch und bildete mit ihren zitternden Schnurrhaaren einen einsamen schwarzen Punkt des Jagdfebers in dieser weißen Graslandschaft, aber niemand aus dem Trauerzug sah zu ihr hin, die Welt der Trauernden war schmaler: ein hartgefrorener Weg und die Rücken der Menschen, die vor

einem gingen, und an der Spitze der Sarg und unter allem der Gedanke an die Vergänglichkeit. Die Vergänglichkeit.

Nach einer Weile begannen sie leise Gespräche zu führen, in denen es um das Zimmer ging, in dem sie sich versammelt hatten, und das Frühstück, zu dem man sie eingeladen hatte, und auf diesen altvertrauten Pfaden wandelten sie, bis sie entdeckten, dass sie am Ende doch über die Vergänglichkeit sprachen, die unausweichlich war: der Frost, der einfach kommt und das gesunde, grüne Blatt verbrennt, sodass es schwarz wird und sich zusammenrollt, der Wind, der kommt und Fieber, Stiche, Nadeln heranträgt.

Aber hier war es doch etwas vollkommen anderes, es war das Kind, das falsch gelegen hatte; sicher, so etwas konnte passieren, aber ihre Schwäche hatte schon viel früher begonnen.

Darin waren sich alle einig, sie hatte schon viel früher begonnen. Sie falteten die Hände, um diese Schwäche zu beschwören, die so heimtückisch kam und lächelnd neben einem Platz nahm.

Es waren drei Viertelmeilen bis zur Kirche, nach anderthalb schauten sie sich immer öfter um, denn es war ein schöner Tag mit Hagebutten, die in den Zäunen leuchteten, einem klaren Himmel, einer großen Sonne, die zwar noch etwas blass war, aber dennoch warm genug, um den Frost vor sich her zu scheuchen. Dann tauchte von Neuem, pechschwarz, der Sarg in ihrem Gesichtsfeld auf, hob sich auf dem Anstieg und machte auf der Hügelkuppe halt, weil die Träger ausgetauscht werden sollten, alle außer Frank, der ihn die ganze Strecke tragen wollte; daraufhin überlegten sie, wie seltsam es doch war, dass Arvid, der Bruder der Verstorbenen, nicht zu den Trägern gehörte, aber er war vermutlich nicht kräftig genug. Nein, sagte jemand, es war wegen des Mädchens, damit es nicht allein gehen musste.

Jetzt sahen sie das Mädchen, es stand daneben und wartete,

seine zarte Gestalt war umgeben von grobschlächtigen Männern in steifen, schwarzen Kleidern, die ihre Hüte absetzten und sich den Schweiß aus der Stirn wischten. Sie hatte ihre Hand in die ihres Onkels geschoben und stapfte in eine halbaufgetaute Wasserlache. Sie ist zu klein, dachten sie, viel zu klein.

Dabei scheute der Gedanke, denn sie entsannen sich alle, wie klein sie selbst waren. Als ihr Onkel, der kaum mehr war als ein Junge, auf ihr Kleid deutete und sie ihr Taschentuch herauszog und etwas Schmutz abrieb, der auf den Saum gespritzt war, durchzuckte sie im selben Moment die Erinnerung, und sie wurden so klein wie sie und sahen die Welt mit kleinen Augen, unerklärlich, schwer zu ertragen, ein Weg, auf dem man an Orte geführt wurde, die man nicht selber wählen durfte, und das aus Gründen, die man nicht verstand.

Zumindest im besten Fall, wenn es denn jemanden gab, der einen an die Hand nahm und führte. Sie sträubten sich dagegen, darüber nachzudenken, wie einsam das Mädchen geworden war.

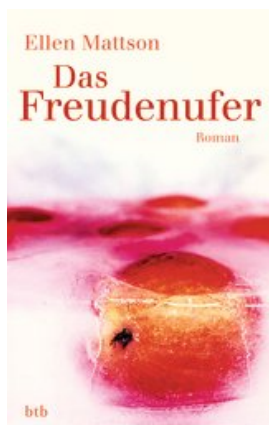
Der Junge sah verheult aus. Jetzt fiel er auf die Knie und half ihr bürsten: Das tröstete sie ein wenig. Und im Übrigen hatten sie eigene Kinder, Kinder, die noch kleiner waren. Der Trauerzug setzte sich wieder in Bewegung, anfangs ein wenig träge, bis die neuen Träger ihren Rhythmus fanden, aber dann kamen ihre Füße in Schwung und die Gedanken schweiften ab. Es war so ein schöner Tag. Unter den Eichen gingen sie durch große Kreise aus Licht, dunkelgoldenem Oktoberlicht.

Als der Glöckner den Trauerzug vom Glockenhügel aus näher kommen sah, begann er zu läuten. Die kleine Glocke mit dem umwickelten Schlägel schlug dumpf wie eine Trommel, als der Sarg durch das Friedhofstor und den Weg hinaufgetragen wurde, auf dem die Füße in einer dicken Laubdecke verschwanden.

den. Raschelnd wie ein Wald bewegte sich der Trauerzug unter den kahlen Bäumen voran. Der Pfarrer wartete am Grab, das mit solcher Kraft ausgehoben worden war, dass der Küster am Vorabend die Runde machen und die Erdhaufen zusammenharken und die umstehenden Grabsteine sauber wischen musste. Als der Sarg hinuntergelassen und drei Schaufeln Erde auf ihn geworfen wurden, riss ein Windstoß noch mehr erfrorene Blätter aus den Ahornbäumen. »Lasset uns beten«, sagte der Pfarrer und wischte sich verstohlen die Hand an seinem Talar ab, während die Menschen vor ihm den Kopf senkten. Ihr Murmeln verwandelte das Gebet in einen klagenden Misston.

Er schlug das Buch zu, und im nächsten Moment griff der Witwer nach dem Spaten und schaufelte mit solchem Schwung, dass die Erdklumpen in der Grube holperten und kullerten, während erneut die Sterbeglocke einsetzte. Das Mädchen war am Grab in die Hocke gegangen und schob mit der Hand Erde hinein. Jemand reichte dem weinenden Jüngling einen Spaten, mit dem er ein wenig herumstocherte, ehe er ihn an den nächsten Mann weiterreichte, der entschlossen, fast lustvoll schaufelte. Schon bald wurde von beiden Seiten Erde in die Grube geworfen, und der Pfarrer ging ins Kirchenportal, um sich dort etwas aufzuwärmen, wobei er die Männer durchs Fenster die Spaten im Gras abwischen und an einen Baum lehnen sah, ehe sie die Erde auf dem Grab einebneten, indem sie auf ihr herumtrampelten. Diese Sitte hatte ihn von Anfang an abgestoßen.

Sie hatten kein Gespür für die Bedeutung ihres Tuns, es war bloß eine Arbeit, die erledigt werden musste. Als sie fertig waren, verließ der Witwer das Grab und entfernte sich die sonnige Allee hinunter, und die anderen beeilten sich, ihm zu folgen. Sie waren sicher hungrig.



Ellen Mattson

Das Freudenufer

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75249-2

btb

Erscheinungstermin: Februar 2012

Drei Menschen fürchten nur eines mehr als die raue Natur - die Nähe des anderen

Die schwedische Westküste 1822: Goldfarbenedes Herbstlicht. Ein Mückenschwarm, der wirt über den reifen Roggenfeldern tanzt. Ein Winter aus sauren Äpfeln und Wolle. Dann endlich der Geruch nach Frühling. Glück, flüchtig wie eine Libelle in der Nachmittagssonne. Und Krähen, die fortwirbeln wie Asche. Es ist der ewige Kreislauf der Natur, dem auch sie unterliegen: Die junge Tora, deren Eltern zu früh gestorben sind und die in ihrer eigenen Phantasiewelt lebt. Ihr stolzer Stiefvater Erland Frank, der die Felder gekonnt bewirtschaftet, dessen Sehnsucht aber dem weiten Meer gilt. Und Toras Onkel, ein wortkarger Einzelgänger, der sich nur in Gegenwart seines Hundes wohlfühlt. Drei Menschen mit ihrer je eigenen Vorstellung vom Glück. Nur in der gleichförmigen Arbeit auf den Feldern finden sie zu einer Gemeinschaft, die sie mit Worten nicht erreichen können. Bis Tora und Frank an einem Winterabend auf dem zugefrorenen Meer spazieren gehen – doch das Eis, auf dem sie sich bewegen, ist brüchig ...